

Technische Hochschule München

Heinrich Bechtel

Die Forderung unserer Zeit
an die Wirtschaftsgeschichte

Rede

gehalten anlässlich der Reichsgründungsfeier
der Münchner Hochschulen
im Kongressaal des Deutschen Museums zu München
am 31. Januar 1938

München 1938

Der Tag der nationalen Erhebung, dessen fünfte Wiederkehr wir mit der heutigen Feier begehen, ist für uns alle ein Tag der Erinnerung und zugleich ein Tag der Freude und der Besinnung, wenn wir daran denken, welcher unglückselige Abschnitt in der Geschichte unseres Volkes damit sein Ende fand. Eine Zeit der politischen Schwäche und der tiefsten Erniedrigung wurde abgeschlossen; ein Volk, zerrissen in eine Unzahl politischer Parteien, fand sich unter einem Führer zur Einheit zusammen, ein Land mit zerrütteter Wirtschaft, die mehr als sechs Millionen Volksgenossen zermürbende Arbeitslosigkeit gebracht hatte, konnte an einen Neuaufbau des Zerstorten und an eine Sammlung der Kräfte herantreten. Wohin auch immer wir blicken, wenn wir uns die Lage vor fünf Jahren vergegenwärtigen, überall sehen wir, wie eine unblutige Revolution — eine in der Geschichte erstmalige Erscheinung — gleichsam einem alten Gesetz der Revolutionen folgend, unter eine überlebte Vergangenheit den endgültigen Schlussstrich setzt, um einer neuen, schöneren und besseren Gegenwart den Weg zu ermöglichen.

Aber sobald wir nach Vergleichen zwischen der nationalen Revolution unserer Zeit und jener großen Revolutionierung, die vor anderthalb Jahrhunderten ganz Europa erschütterte, suchen, werden wir uns des Einzigartigen und Einmaligen der nationalen Revolution bewußt.

Die Revolutionierung am Ende des 18. Jahrhunderts „309“ — wie es Ferdinand Tönnies einmal ausdrückte — „gleichsam nur je ein Fazit aus den gesetzmäßigen Bewegungen der drei vorausgehenden Jahrhunderte. Sie war auf allen Gebieten Fortsetzung und Abschluß zugleich, wenn auch in Erscheinungen auftretend, die als Katastrophen wirkten, in denen die alte Kultur sich vollendete, wie das Leben im Sterben sich vollendet.“ Die nationale Revolution unserer Zeit hat mit der damaligen Revolutionierung nur gemeinsam, daß auch sie im ersten Anlauf die Tore schloß hinter den Vorgängen der Vergangenheit und damit zugleich den Weg zum Neuen freimachte. Keine vorhergegangene Revolution aber war so bewußt zum Abschluß des Alten geschritten, keine frühere Revolution noch war so mächtig in ihren inneren Triebkräften, von solcher Lauterkeit in ihrem Wollen und von solcher Klarheit der Zielsetzung wie die nationale Revolution von 1933. Daher auch ihre Allseitigkeit. Sie brachte als nationale Erhebung an Stelle der zerfallenen Gesellschaft eine neue Gemeinschaft, an Stelle einer willenlosen, zersetzten Haltung, eine feste Weltanschauung, an Stelle einer zerstörten Wirtschaft den Aufbau einer neuen. Das deutsche Volk hatte das Glück, in seiner Revolution einen Führer zu haben, der unmittelbar nach dem Abschluß des Alten — schon im Frühjahr 1933 — mit unbeirrbarer Zielsicherheit für die neue Zeit die Losung aufstellte: „Wir haben das Land durch Kampf erobert, jetzt müssen wir es durch Frieden bestellen.“ Und der — auch schon im Juli 1933 — als Führer zum neuen Deutschland erklären konnte: „Die Revolution darf sich nicht zu einem Dauerzustand ausbilden. Man muß den frei gewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten. Die Erziehung der Menschen ist dabei das Wichtigste. Der heutige Zustand muß verbessert, und die Menschen, die ihn verkörpern, müssen zur nationalsozialistischen Staatsauffassung erzogen werden.“

Diese Worte umreißen zugleich die Aufgabenstellung und Zielsetzung für den akademischen Lehrer und Forscher, sie zeigen das „Was“ und das „Wie“, Auswahl und Abgrenzung von Stoff und auch

Verfahren für die Wissenschaft, deren Fragen uns hier beschäftigen, für die Volkswirtschaftslehre. Im Rahmen der übrigen Wissenschaften hat sich die Volkswirtschaftslehre einzuordnen der Aufgabe, die im nationalsozialistischen Staate der Wissenschaft überhaupt vorgezeichnet ist, nämlich ein „Hilfsmittel zu sein zur Förderung des Nationalstolzes“.

Für jeden Hochschullehrer ergibt sich somit nicht nur die Forderung, seine eigene Stellung zum Fachwissen, das er zu übermitteln hat, an diesem Leitgedanken zu überprüfen, sondern er sieht sich auch vor die unausweichliche Notwendigkeit gestellt, zum Ausbau der Forschung und ihrer Ausrichtung so beizutragen, daß den vorhin erwähnten Forderungen Genüge getan wird. Unserer Generation, die aufgerufen ist, gerade in den Anfängen mitzuarbeiten und Pioniertätigkeit zu leisten, muß es vor allem wichtig sein, festzustellen, wo wir in der Volkswirtschaftslehre stehen, zu welchen Abschnittszielen unser erster Weg führen soll und welches Endziel wir schließlich erreichen müssen.

Angeichts der Größe der daraus entspringenden Aufgabe wäre untätige Resignation wegen der Vorwürfe, die sich unsere Wissenschaft wie wohl kaum ein anderer Zweig der deutschen Gesamtwissenschaft hat gefallen lassen müssen, nicht am Platze. Die Vorwürfe, die gegen die Volkswirtschaftslehre erhoben worden sind, wurden u. a. zu der Behauptung verdichtet, daß ihre Theorien in der Praxis versagt hätten. Theorie und Praxis wurden als scheinbar unversöhnliche Gegensätze gegenübergestellt. Der Vorwurf könnte zu einem Teil abgeschwächt werden durch den Hinweis, daß die volkswirtschaftliche Theorie andere Ziele verfolgt als die Wirtschaftspolitik und daß andererseits vor 1933 auch gute Gedanken in der Wirtschaftspolitik sich nicht durchsetzen konnten wegen der Zerrissenheit, die unser politisches Leben beherrschte, und wegen des Mangels an Führung und Zielsicherheit, die jeden Ansaß — auch im kleinen — zum Scheitern verurteilten.

Der in seiner Verallgemeinerung schwer lastende Vorwurf, die volkswirtschaftliche Theorie sei für die Praxis wenig oder gar nichts

nütze, müßte aber doch wohl auf die Zeit des Zwischenreiches eingeschränkt werden. Denn wir erinnern uns, daß vor dem Weltkriege bei maßgebenden Gesetzesentwürfen die Vertreter der Volkswirtschaftslehre als Gutachter und Berater nicht selten maßgebend, oft entscheidend mitgewirkt haben. Statt vieler Namen nenne ich nur diejenigen von Gustav Schmöller und Adolf Wagner, die es in bester Weise verstanden, ihre theoretischen Erkenntnisse der Praxis dienstbar zu machen. Oder ich verweise darauf, daß außer in Preußen gerade in Bayern, ebenso in Württemberg, Baden und anderswo, die akademischen Lehrer und Forscher der Volkswirtschaft nicht nur in den Hörsälen der Hochschulen, sondern auch in den Regierungsstuben zu Worte kamen. Im Grunde genommen ist erst durch den Parteienstaat der Weimarer Republik mit seinen Interessenvertretungen dieser Brauch verschwunden. Heute ist bereits wieder in weitem Umfange der Wirtschaftswissenschaftler zur Mitarbeit herangezogen, so bei den großen Aufgaben des Vierjahresplanes und bei den weitreichenden Untersuchungen zur Raumforschung, worüber nachher noch einiges zu sagen sein wird.

Viel schwerer wiegt meines Erachtens ein anderer Vorwurf, der gegen unsere Wissenschaft und ihre Vertreter erhoben worden ist, nämlich der, daß sie mit ihren Anschauungen und Lehren nicht auf dem richtigen Wege gewesen seien, daß sie die Erziehung und Ausbildung in den Wirtschaftswissenschaften nicht in der geeigneten Weise, vor allem nicht im nationalen Geiste getrieben hätten. Es ist wohl ohne Einschränkung zuzugeben, daß jüdische Mache in unserer Wissenschaft weitgehend in maßgebende Stellungen vorgedrungen war, und jüdischer Ungeist in großem Umfange das Schrifttum beherrschte. Es ist schmerzlich, feststellen zu müssen, daß sich insolgedessen auch gesunde Anschauungen nicht durchsetzen konnten. Solche zeigten sich hier und da, z. B. auch bei den wissenschaftlichen Veranstaltungen des Vereins für Sozialpolitik. Dort kam schon im Jahre 1924 zum Ausdruck, daß die Lehre vom Klassenkampf nicht mit rationalen Erwägungen, sondern nur mit dem Bekenntnis zu einer grundsächlich

anderen Weltanschauung zu widerlegen sei und zum anderen wurde — allerdings nur aphoristisch — gefordert, daß die Wirtschaftswissenschaft sich endlich vom Wahn des Primats der Wirtschaft im Gesellschaftsleben befreien müßte. Stärkeren Widerhall fanden diese Gedankengänge und Anschauungen damals aber nur bei einem sehr kleinen Teil der Beteiligten. Zu einer starken Geistesbewegung zusammengefaßt und zu wirklichem Leben erweckt wurden sie erst durch den Nationalsozialismus.

Die eben erwähnten Vorgänge zeigen uns, worin die Mehrzahl unserer Wissenschaftler versagt hat: sie führte die ihr zur Ausbildung anvertrauten Menschen nicht zum Nationalismus, sie schied alles völkisch Bedingte aus ihren Erörterungen weitgehend aus, sie bot blutleere Abstraktionen — um mit Schopenhauers Worten zu sprechen: leere Denkhülsen statt lebendiger Anschauungen —, sie gab der Jugend keine Begeisterung und nannte überheblich Werturteilsfreiheit alles das, was im Grunde genommen Unentschiedenheit oder Schwächlichkeit war. Es nimmt uns daher nicht wunder, daß die damalige Volkswirtschaftslehre auch das geschichtliche Denken weitgehend zurückdrängte und geschichtlichen Stoff höchstens als Tatsachensammlung darbot, denn sie stellte die Wirtschaft dar als etwas Absoletes, als ein Geschehen, das eigenen Gesetzen gehorche.

Die Auswirkung dieser Auffassungen in unserer Wissenschaft aus jener Zeit werden zum Beleg für das Wort des Führers, das er ganz allgemein über die Haltung des Wissenschaftlers ausgesprochen hat: „Im schweren Schicksalskampf unterliegt selten, der am wenigsten weiß, sondern immer derjenige, der aus seinem Wissen die schwächsten Konsequenzen zieht und sie am kläglichsten in die Tat umsetzt.“ Wollen wir die für uns verbindlichen Folgerungen daraus ziehen, so ist die gesamte wissenschaftliche Erziehung und Ausbildung so aufzubauen, daß durch sie der einzelne instandgesetzt wird, die im nationalen Sinne richtigen Entscheidungen am passenden Ort und im besten Zeitpunkt unbeirrt zu treffen.

Ein wesentliches Mittel zur Erziehung und Ausbildung in dieser Richtung stellt in den Wirtschaftswissenschaften zweifellos die Wirtschaftsgeschichte dar. Dem Nachweis dieser Behauptung sollen die weiteren Ausführungen dienen, die sich zuspitzen werden auf die Beantwortung der Fragen, was wir aus der Wirtschaftsgeschichte lernen können und wie infolgedessen die Wirtschaftsgeschichte als Wissenschaft von uns ausgestaltet werden muß.

Eine Zweifelsfrage, die hier austauschen könnte, möchte ich gleich beantworten, nämlich die Frage, ob denn die Wirtschaftsgeschichte auch für die Allgemeinheit eine solche Bedeutung hat, daß Ausführungen darüber zum Gegenstand einer Rede an einem so wichtigen Tage wie dem 30. Januar gemacht werden sollen. Statt einer ausführlichen Antwort kann ich mich damit begnügen, darauf hinzuweisen, welchen breiten Raum geschichtliche Stoffe in der Schulung der NSDAP. samt ihren Gliederungen einnehmen. Es werden hierbei nicht nur einzelne Zeitabschnitte oder Sonderfragen mit besonderer Liebe bevorzugt behandelt, sondern im Mittelpunkt steht die gesamte deutsche Geschichte. Die neuen Fragestellungen, die wir in den letzten Jahren gerade im Hinblick auf die in der Geschichte stehenden Erziehungs- und Bildungsmöglichkeiten aufgeworfen haben, zwingen uns aber, auch auf Teilgebieten, wie dem der Wirtschaftsgeschichte, die bisherigen Arbeiten einer kritischen Prüfung zu unterziehen, um sie weiter ausbauen zu können und das Neue dann zum Gemeinbesitz werden zu lassen. Auch die Wiederbelebung des Brauchtums in den verschiedenen Berufsständen verlangt nach wirtschaftsgeschichtlicher Bereicherung. Man denke etwa an die Wirtschaftsgeschichte des deutschen Bauerntums, des Handwerks oder des Kaufmannsstandes. Und schließlich erweitert sich ganz allgemein durch wirtschaftsgeschichtliche Kenntnisse die Vorstellungswelt für manchen neuen Begriff unserer Gesetzgebung, wenn wir die historisch gewordene Eigenart des deutschen Volkes kennen. Nichts liegt also hier ferner, als Dinge zu erörtern, die nur Fachleute angehen!

Die allgemeine Bedeutung unserer Fragen versteht man noch besser, wenn man sich daran erinnert, daß das Jahrzehnt vor dem Kriege und die eineinhalb Jahrzehnte nach dem Kriege ausgesprochen geschichtsfremd, ja sogar geschichtsfreudlich eingestellt waren. Die Ablehnung, die schon vor dem Kriege gegen die Geschichte überhaupt und insbesondere gegen die Wirtschaftsgeschichte laut geworden war, gipfelte in dem Vorwurf des Relativismus. Man behauptete: Wenn uns in der Wirtschaftsgeschichte gezeigt und nachgewiesen würde, wie eines sich zum anderen fügt, wie jede Einzelercheinung des Wirtschaftslebens das Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe ist, wie überall und in jedem der wirtschaftliche Fortschritt zu erkennen ist, dann läge die Folgerung nahe, daß es sich kaum lohne, besondere Anstrengungen zu machen, um an den gegenwärtigen Verhältnissen etwas zu ändern. Die Menschen würden — so sagte man — durch die Hinweise auf die Geschichte, also auch auf die Wirtschaftsgeschichte gleichgültig, ein allgemeiner Quietismus wäre die Folge, es trete beim einzelnen die Stimmung ein, daß es am besten sei, die Schlafmütze über die Ohren zu ziehen, weil inzwischen das Rad der Geschichte sich doch weiter drehe und alles gehe und geschehe, wie es wolle.

Es dürfte nicht schwer sein nachzuweisen, daß die Gefahr eines Quietismus, eines Standpunktes des „ruhigen, affektlosen, passiven Verhaltens, des willenlosen und widerstandslosen Sichergebens in das Schicksal“ der Wirtschaft nicht durch den Historismus heraufbeschworen, noch durch ihn genährt wurde und daß der Vorwurf des historischen Relativismus unbegründet war. Ihre Wurzeln hatten jene Vorwürfe in Wahrheit auch ganz wo anders. Man erkannte die Gefährlichkeit liberaler Wirtschafts- und Weltanschauung und führte sie fälschlich auf den Historismus zurück. Bestärkt wurde man hierin noch dadurch, daß es fast Mode geworden war, in einer sich zur Geschichtsfreudigkeit hinwendenden Zeit alle Schuld auf denselben Prügelknaben zu häufen. Auch die Wirtschaftswissenschaften unterstützten im sogenannten Methodenstreit jene gegen das geschichtliche Denken erhobenen Vorwürfe. In diesem Streit um das richtige Ver-

fahren in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung wurden in starker Übertreibung der Verschiedenheiten die induktive und deduktive Forschung und Betrachtung gegeneinander ausgepielt. Die Tätigkeit des empirischen Forschens und Untersuchens der Einzeltatsachen wurde als Stoffhuberei verächtlich gemacht und untergeordnet der deduktiven Forschung, die durch weitgehende Abstraktionen vom Einzelfall zur Erkenntnis allgemein gültiger Obersätze kommen wollte. Wir stehen heute schon jenseits jenes Methodenstreits, der um die Jahrhundertwende die Geister aufs stärkste bewegt hat und der im Grunde genommen der Streit um die grundsätzliche Haltung gegenüber dem Wirtschaftsleben, ja zutiefst wohl ein Kampf verschiedener Weltanschauungen war. Wir wissen heute auch, daß der damalige Sieg der deduktiven Richtung in unserer Wissenschaft ein Pyrrhussieg war, ein Sieg, bei dem die Verluste erst später offenbar wurden. Die Preisgabe jedes völkisch bedingten Denkens und Urteilens, die Überspizung der Abstraktionen, die Irrlehren von der Schicksalhaftigkeit und unabdingbaren Gesetzmäßigkeit des Wirtschaftsgeschehens — gefeiert als die eigentlichen Erfolge deduktiver Forschungsweise — gelten uns heutigen so recht eigentlich als Zeichen der Zerfetzung. Was Wunder, daß seit jener Zeit die Rabulistik jüdischer Vertreter der Volkswirtschaftslehre ihre große Rolle zu spielen begann und ein breites Vordringen marxistischer Zwangsvorstellungen einsetzte.

Wir sind heute weit davon entfernt, jedes deduktive Forschen mit diesen Erscheinungen unmittelbar zu verknüpfen, wissen auch sehr wohl, daß die deduktive Forschungsweise in bestimmten Fällen und zu gegebenen Zeiten zweckmäßig, ja unentbehrlich ist; mit der obigen Kennzeichnung sollte nur die überspizte Einseitigkeit einer bestimmten Geisteshaltung und der falsche Anspruch auf vermeintliche Ausschließlichkeit getroffen werden. Ja, wir sind heute mehr denn je einer Meinung mit Gustav Schmoller, dem Haupt der historischen Schule, der schon damals — vor 40 Jahren — sagte: „Wie der rechte und linke Fuß zum Gehen, so gehören Induktion und Deduktion gleichmäßig zum wissenschaftlichen Denken.“

Es wäre heutzutage vielleicht gar nicht mehr erforderlich, auf jenen alten Methodenstreit hinzuweisen, wenn er uns nicht die Erklärung abgeben würde für jenen letzten Abschnitt in der Geschichte unserer Wissenschaft, der Nachkriegszeit bis zur nationalen Erhebung. Es ist die Zeit, in der die deduktive Richtung fast ausschließlich das Feld beherrschte, in der sich aber auch deutlich zeigte, daß deduktive Methode nicht bloß bedeutet: Anwendung irgendeines Wünscheltutenverfahrens in der Wissenschaft, sondern daß die Männer, die dem deduktiven Verfahren in seiner Ausschließlichkeit huldigten, damit eine bestimmte Gesamthaltung offenbarten und diese schließlich in die Grundauffassung vom Wesen der Volkswirtschaft überhaupt ausmünden ließen: sie lehrten nämlich, das Gefüge der Volkswirtschaft könne kraft der darin waltenden Gesetzmäßigkeiten aus einigen wenigen, allgemein gültigen Obersätzen erklärt und verstanden werden, worunter das Prinzip des Eigennuges als das eigentlich lenkende und bestimmende anzusehen sei. So wurde die deduktive Methode auch zum treuen Schildknappen bei dem Endkampf der liberalistischen Wirtschaftsauffassung in Deutschland.

Schon heute darf man wohl vorausjagen, daß es zu einer neuen Entscheidung gegenüber den Anwendungsmöglichkeiten der deduktiven Methode kommen wird. Denn auch der Nationalsozialismus anerkennt Obersätze, aber nur solche, die durch seine Weltanschauung festgelegt sind, Obersätze, die Ausgangsstellung und Richtlinie, Maßstab und Bezugspunkt zugleich sind. Als wichtigster Obersatz ist hier zu nennen die Forderung „Gemeinnutz vor Eigennutz“. Es ist derjenige Obersatz, an dem nicht nur unser Handeln, sondern auch unser ganzes Denken im wirtschaftspolitischen Bereich auszurichten ist.

Sollten wir bei dem Neuaufbau unserer Wissenschaft die alten Kämpfe im Methodenstreit betrachten als die einmalige und endgültige Auseinandersetzung, aus der wir Zeitigen nur unsere Folgerungen zu ziehen brauchen, oder sollte noch einmal eine neue Auseinandersetzung um die wissenschaftlichen Grundfragen notwendig sein — kurz, wie dem auch sei, es würde dann das Wort eines unse-

rer besten Wirtschaftshistorikers der vergangenen Generation, eines August Onken, Geltung haben, der zu den Methodenstreitigkeiten bemerkte, daß „sie nicht als ein schlimmes Zeichen angesehen zu werden brauchen, sondern mehr als Beweis dafür, daß man sich von Neuem auf Ziele und Mittel seiner Wissenschaft besinnt. Und dies geschieht immer nur dann, wenn man sich an wichtigen Marktpunkten angekommen fühlt.“ An einem solchen — und zwar sehr entscheidenden — stehen wir jetzt wieder.

Während wir hinsichtlich der möglichen Auseinandersetzungen über Methodenfragen in unserer zukünftigen Wissenschaftsgestaltung vorläufig nur Vermutungen äußern können, dürfte jedoch ziemlich sicher die Notwendigkeit einer Klärung der Ordnungsgrundsätze bei der Beschreibung der Wirtschaftsgeschichte zu erwarten sein. Diese das „Wie“ der Wirtschaftsgeschichtsschreibung betreffenden Fragen sollen nachher noch näher betrachtet werden. Hier sei vorerst noch einmal der Blick auf die Notwendigkeit der Einbeziehung der Wirtschaftsgeschichte in den Neuaufbau unserer Wissenschaft gelenkt.

Bei diesem Neubau wird die Wirtschaftsgeschichte das tragende Fundament abzugeben haben. Im Gegensatz zur abstrahierend-isolierenden Theorie, die überwiegend von der Begriffsbildung ausgeht und bei der bisher die Schärfe der Begriffe gleichsam der Maßstab für die Höhe der Wissenschaftlichkeit und die Richtigkeit der Ableitungen war, wird die Wirtschaftsgeschichte vor allem eine lebendige Anschauung vom Zusammenhang und Ineinandergreifen der einzelnen wirtschaftlichen Tatbestände zu vermitteln haben. Sie wird damit noch besser das zu leisten vermögen, was die neuere Theorie mit anderen Mitteln ebenfalls schon versucht, wenn sie heute bereits darauf verzichtet, an den Anfang ihrer Lehren die sogenannten Grundbegriffe alter Prägung zu stellen und die Erfassung des Wirtschaftslebens von der einfachen Wahrnehmung und Anschauung erwartet. Als Hilfsmittel stehen ihr die beschreibende Darstellung und die Kausalforschung zur Verfügung. Zur Sicherung der richtigen Vorstellungen über die Größe, die Anzahl und die Wichtigkeit der Einzelbestandteile im

Sozial- und Wirtschaftsleben zieht sie ferner die ausgezeichneten Arbeiten unserer modernen, sehr verfeinerten Statistik heran. Diese Hilfsmittel sind scharfen Messern zu vergleichen, mit denen wir den oftmals unübersichtlichen sozialwissenschaftlichen Tatbestand in seine einzelnen Bestandteile zu zergliedern vermögen.

Die Wirtschaftsgeschichte vermittelt im Gegensatz dazu die Anschauung des vielfältig zusammengesetzten volkswirtschaftlichen Gebildes als eine Einheit. Ihre Hauptaufgabe oder ausschließliche Wirkung erschöpft sich also nicht in der Übermittlung zahlreicher Einzelheiten, womöglich geschichtlicher Merkwürdigkeiten und Antiquitäten. Statt dessen hat die Wirtschaftsgeschichte Einblicke in den Wirtschaftszusammenhang des Wirtschaftslebens für größere Zeiträume zu ermöglichen; sie soll uns ein Abbild der Symbiose im Gemeinschaftsleben vermitteln und Erkenntnisse von dem Gefüge des Sozial- und Wirtschaftslebens gewähren.

In dieser Hinsicht erwartet insbesondere auch die Raumsforschung, die wir seit einiger Zeit in größerem Umfange als Gemeinschaftsarbeit an den deutschen Hochschulen zu betreiben uns bemühen, erhebliche Förderung ihrer Tätigkeit durch die Wirtschaftsgeschichte. Für diese hinwiederum wird die Rückwirkung darin bestehen, daß der Forscher bewußt an die Untersuchung abgegrenzter und somit übersehbarer Raumeinheiten herantritt. Hierdurch sind wesentliche Beiträge zur wirtschaftsgeschichtlichen Kenntnis der Teilräume im großen deutschen Gesamttraum zu erwarten, ohne daß wir befürchten müssen, deshalb in kleinliche Lokalhistorie zu verfallen. Vielmehr wird durch die wirtschaftsgeschichtliche Raumsforschung, die allerdings noch in den Anfängen steckt, die Aufmerksamkeit immer wieder hingelenkt auf die Erfassung wirtschaftender Teilgesamtheiten, auf die Verflechtung von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, auf die Bedingtheit der wirtschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten durch die rassistischen Gegebenheiten und Stammeseigenarten der Bevölkerung, auf den Zusammenklang zwischen kultureller und wirtschaftlicher Leistung, auf die Auswirkung gesetzgeberischer, finanz- und wirtschaftspolitischer Maß-

nahmen in bestimmten Verwaltungsbezirken. Der Volkswirt erhält dadurch sozusagen eindrucksvolle Gesamtbilder von den Verflechtungen unserer Volkswirtschaft in allen ihren Teilräumen. Es wird schließlich möglich sein, nicht nur den Wirtschaftsstil einer Zeit zu erfassen, sondern auch gleichsam das historische Wirtschaftsleben nach Landschaftsstilen kennen zu lernen.

Die wirtschaftsgeschichtliche Raumsforschung wird uns auch zeigen, wie verkehrt es war, daß unsere bisherige Wirtschaftsgeschichte nicht die Gesamtheit aller im wirtschaftlichen Bereich zur Wirksamkeit kommenden Kräfte berücksichtigte; u. a. wird der Mangel offenbar, der sich aus dem Fehlen einer gleichzeitigen Behandlung der Finanzwirtschaftsgeschichte und Geschichte des Betriebslebens in Verbindung mit den wirtschaftsgeschichtlichen Gesamtproblemen ergeben hat.

Die Untersuchungen zur Geschichte der Finanzwirtschaft sind z. B. heute noch nicht einheitlich zusammengefaßt und die einschlägigen Arbeiten darüber finden wir überwiegend bei den Rechtshistorikern, während die Wirtschaftshistoriker die beste Möglichkeit ungenutzt ließen, zur Frage des Verhältnisses von Staat und Wirtschaft in der Geschichte beizutragen, also eine Frage zu behandeln, die wir gerade in der Jetztzeit immer wieder aufwerfen und deren Klarstellung durch die Wirtschaftsgeschichte für die politische Erziehung von größter Bedeutung ist.

Es ergibt sich bereits aus diesem einen willkürlich herausgegriffenen Beispiel, wie notwendig es schon seit langem und besonders in unserer Zeit ist, aus der Vereinzelnung der Wissenschaftszweige herauszukommen, um alle menschlichen Betätigungen in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung und voneinander abhängigen Bedingtheit zu verstehen.

Voraussetzung für derartige vergleichende und zusammenfassende Arbeiten ist allerdings, daß wir die bisher einseitig angewandte Arbeitsteilung in der Wissenschaft ergänzen durch die mit größter Entschlossenheit in Angriff zu nehmende Gemeinschaftsarbeit. Vor

allem müssen wir von der alten Gepflogenheit loskommen, jede Betätigung eines Wissenschaftlers auf Grenzgebieten wie einen Verrat an seiner Fachwissenschaft zu brandmarken oder vielleicht sogar als Dilettantismus hinzustellen.

Eine löbliche Ausnahme hiervon haben — wenigstens theoretisch — die Historiker gemacht. Selbst der überkritische Georg v. Below gab zu, daß „es mit dem Prinzip der Arbeitsteilung durchaus vereinbar sei, Grenzgebiete aufzusuchen“ und die Arbeit des einen durch den anderen überprüfen zu lassen, um sich gegenseitig zu kontrollieren. „Wie die Historiker die Anregungen, die die Nationalökonomien ihnen boten, dankbar aufgenommen haben, so erweist sich umgekehrt als besonders wohlwärtig die energische Kritik von der Seite der Geschichtswissenschaft, die an den historischen Darstellungen der Nationalökonomie geübt wird, zumal, wenn sie gleicherweise die Sonde der Quellenkritik ansetzt und die Forderung klarer, durchdachter Vorstellungen erhebt.“ Man sieht also deutlich, daß der Ruf zur Zusammenarbeit auf Grenzgebieten wie auf dem der Wirtschaftsgeschichte auch vom anderen Ufer herüberschallt.

Weniger einverstanden kann man sich allerdings mit dem eben zitierten Historiker erklären, wenn man an seine Ausführungen denkt, die den Zusammenhang der verschiedenen Kulturäußerungen eines Volkes deshalb in Frage stellen, weil die äußeren Formen der Kulturbetätigung auf verschiedenen Stufenhöhen stehen könnten. Wir glauben nicht nur aus gefühlsmäßigen Gründen an eine Kultureinheit, und in der Wirtschaftsgeschichte ist uns geradezu die Aufgabe gestellt, nach der kulturgeschichtlichen Seite die Verbindungsäden hinüber und herüber zu schlagen. Es wird natürlich immer von der persönlichen Eignung des Wirtschaftshistorikers abhängen, wie weit er die Äußerungen des Kulturlebens — etwa in der bildenden Kunst — für das Verstehen der tiefsten Hintergründe im sozialen und wirtschaftlichen Wollen einer Zeit heranziehen soll. Aber wir dürfen bei der Wertung unserer Quellen für die Wirtschaftsgeschichte nie vergessen, daß wir sie aus dem Geist der Zeit verstehen müssen und daß

das, was das 19. und 20. Jahrhundert hemmungslos in Worten ausdrückt und niederschreibt, in dem vorvergangenen Jahrhundert, dem barocken Zeitalter in der Musik, der abstraktesten Kunst, seinen stärksten Ausdruck fand und noch frühere Jahrhunderte sich der hohen Sprache der Malerei und Plastik bedienten, ja die hochmittelalterlichen Jahrzehnte in der stillsten und dabei ausdrucksfähigsten Kunst der Raumschöpfungen uns ihre tiefsten Gedanken über das Verhältnis von Mensch zur Umwelt und damit auch ihr Wollen in der Wirtschaft ahnen ließen. Nur unter Berücksichtigung aller maßgebenden Kulturäußerungen werden wir zu festen und bestimmten Anschauungen von den Wirtschaftsstilen unseres Volkes in der Vergangenheit gelangen.

Fast unmerklich sind wir von der Erörterung der ersten Forderung unserer Zeit an die Wirtschaftsgeschichte, die sich dahin zusammenfassen ließ, daß es notwendig sei, Wirtschaftsgeschichte wieder und in verstärktem Maße zu betreiben, zu der zweiten Forderung, die Wirtschaftsgeschichte in einer bestimmten Haltung zu betreiben, übergegangen. Ich mache im Anschluß an das vorhin Gesagte da zunächst keinen Unterschied zwischen Sachhistorikern, die Wirtschaftsgeschichte neben ihren anderen historischen Fächern pflegen, und den Volkswirten, die Wirtschaftsgeschichte neben ihren wirtschaftswissenschaftlichen Sondergebieten in ihre Forschung einbeziehen.

Entscheidend für die Stellung der Wirtschaftsgeschichte wird sein, ob es gelingt, ihre Ergebnisse wieder zum Allgemeingut in der wissenschaftlichen Ausbildung und Formung der Jugend zu machen, während darüber, wer der Träger der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung sein soll — ob vorwiegend oder ausschließlich der Sachhistoriker oder der Wirtschaftswissenschaftler —, eine allgemeine Forderung nicht am Platze ist, ja überhaupt nicht aufgestellt werden kann. Jedenfalls können wir weder die Fortsetzung historischer Kleinarbeit missen, noch die großen, zusammenfassenden Systematisierungen entbehren. Wenn das eine die Historiker vom Fach, das andere die Wirtschaftswissenschaftler besser verstehen, so besteht keinerlei Veranlassung, das eine

über das andere zu stellen und Meinungsverschiedenheiten über Berechtigung oder Nichtberechtigung des einen oder anderen zu entfachen.

Auch dürften wir uns wohl daran erinnern, daß die seit der Romantik in der Geschichtsforschung durchgeführte Arbeitsteilung in Verfassungs-, Kirchen-, Rechts-, Kunst-, Kultur-, Wirtschaftsgeschichte und wie alle die Zweige des weitverzweigten Baumes der Geschichte heißen mögen nunmehr ergänzt werden muß durch eine im Grundsächlichen anzustrebende Arbeitsgemeinschaft und Zusammenarbeit. Denn die Geschichtswissenschaft und ihre Ergebnisse hatten in eben dem Maße die Anteilnahme durch die große Gemeinde aller Wissenshungrigen in unserem Volke verloren, wie die wissenschaftliche Arbeitsteilung zunahm. So notwendig nun die Spezialisierung unserer Forschungsgebiete ist, so notwendig ist es auf der anderen Seite, Wege zu suchen und auch zu betreten, die die Gemeinschaftsarbeit und die Zusammenfassung ermöglichen.

Ich will hier nicht auf die heikle Frage des Spezialistentums in der Wissenschaft näher eingehen, sondern auch da nur die Forderung unserer Zeit noch einmal betonen, die nach Gemeinschaftsarbeit verlangt. Sie sieht auch die Bewährung der neuen Arbeitsweise nicht ausschließlich in der Hervorbringung einzelner Ergebnisse, sondern vor allem darin, daß sie uns einen Schritt auf dem Wege zur nationalsozialistischen Hochschule weiter führt, indem sie Ausgangs- und Anhaltspunkt zur Gemeinschaftsarbeit über Fakultäts- und Fachgrenzen hinweg wird. Denn auch dort, wo im sachlichen Bereich wenigstens theoretisch die Notwendigkeit zur Grenzgebietsarbeit schon früher anerkannt worden ist, muß noch die Gemeinschaftsarbeit in der Problemstellung und auf persönlichem Gebiet hinzukommen. Über etwaige Organisationsmöglichkeiten der Gemeinschaftsarbeit, die natürlich auch außerhalb der Raumforschung liegen können, zu sprechen, würde hier zu weit von unserer Aufgabe wegführen. Nur das eine sei abschließend festgestellt: die nächste Zukunft erwartet, daß die Behandlung vielfältig zusammengesetzter Fragenreihen durch

verschiedene Fachleute zumindest zur Gelehrtenngemeinschaft hinführt.

Für die Wirtschaftsgeschichte wird, wenn die neuen Wege zur Gemeinschaftsarbeit gefunden sind, sich auch die Frage nach der inneren Neuausrichtung der Wirtschaftsgeschichte erheben. Wird insbesondere die Fragestellung im wesentlichen die alte bleiben, oder wird es zu grundsätzlich neuen Fragestellungen kommen? Ich glaube, das letztere bejahen zu sollen.

Die Wirtschaftsgeschichtsschreibung in den letzten hundert Jahren — zugleich das erste Jahrhundert der Wirtschaftsgeschichtsschreibung in Deutschland überhaupt — stand unter der Eindruckswucht eines schier unübersehbaren Tatsachenstoffes, den es zunächst erst einmal zu sichten, zu ordnen und zu beschreiben galt. Die Sichtung, Darstellung und Beschreibung erfolgte mit großer Eindringlichkeit, mit einer fast selbstlosen Hingabe an den Stoff und mit einer Selbstverleugnung und Liebe zu dem gewählten Thema, die uns Jüngeren immer beispielhaft bleiben wird. Nachdem die größten Wege durch den Urwald gehauen waren, begann alsbald die Ordnung der wissenschaftlichen Ausbeute und zugleich die Aufstellung von Ordnungsprinzipien, die unter dem Namen der Wirtschaftsstufen eine Verbreitung weit über die Grenzen der Fachwissenschaft hinaus erfahren haben. Diese Wirtschaftsstufen mußten — zu ihrem Glück oder Unglück, je nachdem, wie man es betrachtet — das Schicksal erleiden, durch den Gebrauch verbraucht zu werden: Es erging ihnen etwa wie den Geldstücken im täglichen Verkehr: durch wiederholte und allzu eifrige Benützung verlieren auch diese nach und nach ihre kennzeichnende Prägung, so daß man am Ende kaum noch die scharfe Ausgangsform wiedererkennt. Und es widerfuhr den Wirtschaftsstufen in wissenschaftlicher Hinsicht daselbe, was den abgegriffenen Geldstücken im praktischen Leben widerfährt. Nach einer gewissen Zeit muß eine Um- oder Neuprägung erfolgen, sollen sie ihren Dienst weiter versehen können. Aber wie man im neuen Geldstück das alte, eingeschmolzene Metall wiederzuerkennen vermag, so war es auch bei den Wirtschaftsstufen. Jede neue Stufentheorie bemühte sich —

jeweils zwar in verbesserter Form — doch immer nur wieder das Alte zu leisten. Und dieses alte, vielfach abgeänderte Thema lautete: eine Ordnung aufzustellen, nach der sich die Wirtschaftsformen verändert haben sollten. Es bedeutete demgegenüber eine erhebliche Neuerung, als einige Wirtschaftshistoriker, wie z. B. Werner Sombart, den Begriff des Wirtschaftsgeistes in die Betrachtung einbezogen, d. h. festzustellen und zu erkennen sich bemühten, nicht nur was die Menschen in ihrer Wirtschaft getrieben und in welchen Formen sie gewirtschaftet haben, sondern vor allem auch, aus welcher geistigen Haltung heraus sie dies taten. Dies im großen versucht und zu einem beachtenswerten Ergebnis gebracht zu haben, wird das unzerstörbare Verdienst des Sombartschen Lebenswerkes, des „Modernen Kapitalismus“ bleiben, dessen erste Teile schon um die Jahrhundertwende erschienen, — mag man jetzt auch über Einzelheiten vielleicht geteilter Meinung sein und mag in manchen Punkten die Forschung inzwischen uns neue Einblicke vermittelt haben.

Bedeutungsvoll ist hier also vor allem die Erkenntnis, daß Wirtschaftsgeschichte nicht gleichbedeutend sein darf mit Geschichte wirtschaftlicher Formen. Dies hatte das 19. Jahrhundert aber doch im wesentlichen als die Grundfrage der Wirtschaftsgeschichte angesehen und die Wirtschaftsstufentheorien hatten es noch erhärtet, indem sie eine Stufenfolge der sich immer mehr vervollkommnenden Wirtschaftsformen unterstellten.

Bei der einseitigen Herausarbeitung der Wirtschaftsformen und ihrer Abwandlungen, deren Ergebnis eine Art Morphologie des Wirtschaftslebens war, wurde zugleich weitgehend vom Wirtschaftsmenschen und der völkischen Gemeinschaft abstrahiert. Der Wirtschaftsmensch trat nur selten aus dem Hintergrund hervor, — wenn überhaupt, dann fast immer in einer passiven Rolle und nicht als der eigentliche Hauptbeteiligte, vor allem nicht als der Bestimmende und Führende. Bei schärferem Zusehen bemerkt man hier eine unter der Oberfläche bleibende, ungelöste Halbheit, ein unsicheres Pendeln zwischen individualistischer und kollektivistischer Behandlung der

Wirtschaftsgeschichte. Zu einer entschiedenen und klaren Stellungnahme konnte es an diesem Punkte wohl auch deshalb nicht kommen, weil der Volkswirt zu stark nach Bereicherung seiner morphologischen Kenntnisse strebte, der Fachhistoriker dagegen durch seine übrige Tätigkeit zu sehr an Vorstellungen von der beherrschenden Bedeutung der Einzelpersönlichkeit im geschichtlichen Leben gewöhnt war.

Immerhin hätte die Wirtschaftsgeschichte von der politischen Geschichte lernen können, wie das Wirken großer Persönlichkeiten, ausgehend von der Politik oder Verwaltung, die Wirtschaftsverhältnisse ihres Landes gestaltend beeinflusst hat. Und an Erscheinungen wie Colbert, Cromwell, Friedrich dem Großen, Bismarck u. a. hätte uns deutlich werden müssen, welche Kräfte und Zielsetzungen von außen her an die Wirtschaft herangetragen werden können, um diese dann als Mittel für nationalpolitische Zwecke einzusetzen. Man hätte schon daraus ersehen können, wie wenig berechtigt es war, die eigene Schwäche hinter dem Schlagwort von der Wirtschaft als Schicksal zu verbergen.

In dem Maße, wie sich nach und nach der Blick loslöste von der überholten Betrachtung der Wirtschaftsformen, erkannte man, welche Möglichkeiten für die Erforschung des einzelnen Wirtschaftsmenschen bis in das Mittelalter zurück zur Verfügung stehen. Aus den Handlungsbüchern der Kaufleute der Hanse, ihren Briefen, Testamenten, Hinterlassenschaften, Porträts usw. entstand uns eine lebendige Anschauung vom Wirtschaftsmenschen bis vor 600 Jahren. Somit können wir sogar ermessen, was die Menschen des Mittelalters wirtschaftlich gewollt haben, welche Möglichkeiten ihnen zur Verfügung standen, was sie erreicht haben und worin sie in etwa versagten. Wir erhalten dadurch neue Einblicke in Abschnitte der Wirtschaftsgeschichte, die auch kunstgeschichtlich zu den fruchtbarsten gehören und somit kulturgeschichtlich von höchster Bedeutung für unser deutsches Volkstum sind.

An die Kenntnis des einzelnen Wirtschaftsmenschen kann sich die Erforschung des Wirtschaftswillens der Gemeinschaft anschließen. Die

Gesamtheit dieses oder jenes Berufsstandes in der Wirtschaftsgeschichte kann nach Willensbildung und Willensrichtung untersucht werden. Wo die geschriebene Quelle versagt, ziehen wir auch hier andere Denkmäler der Zeit heran: die Topographie, das Lied, die bildende Kunst, das Kunstgewerbe, Gegenstände des täglichen Lebens u. v. a. Könnten wir uns erst einmal daran gewöhnen, alle diese Quellen zum Reden für die Wirtschaftsgeschichte zu bringen, so brauchte die deutsche Wirtschaftsgeschichte nicht erst voll bei der Merowinger Zeit einzusetzen, brauchten wir nicht mehr die Lücke einer deutschen Wirtschaftsfrühgeschichte auszufüllen mit Darstellungen, die auf nichtdeutsche Quellen zurückgreifen, oder anstelle der deutschen Wirtschaftsvorgeschichte Ausführungen über die Wirtschaft der Juden, Griechen und Römer zu setzen, brauchten nicht mit Anleihen aus der Wirtschaft der Primitiven die Köpfe der Lernenden zu verwirren und glauben zu machen, daß die wirtschaftliche Kultur der vorgeschichtlichen Germanen erhellt werden könnte durch Parallelen aus der Wirtschaft von Südseeinsulanern oder von Naturvölkern Zentralbrasiliens. Die Wissenschaft des Spätens hat uns für die deutsche Wirtschaftsgeschichte bereits schöne Möglichkeiten erschlossen, die allerdings bisher kaum ausgewertet worden sind, vor allem wohl deshalb, weil wir in einer gewissen Befangenheit gegenüber dem geschichtlichen Werden unseres Volkes häufig in die Irre gingen.

Aber auch für die an die germanische Zeit anschließende fränkische Zeit, also den Abschnitt von der Mitte des 5. bis zum Ende des 9. Jahrhunderts und für das frühe Mittelalter bis zum Einsetzen der Gotik sind unsere wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen unzureichend. Noch immer werden hier die völlig verschwommenen Begriffe Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft zur Kennzeichnung ganzer Zeitepochen verwendet, obwohl wirtschaftsgeschichtlich nachgewiesen werden kann, daß Naturalverkehr andauern kann, auch wenn schon längst die Geldrechnung eingedrungen ist, und daß der Geldverkehr damals nur von der Menge der vorhandenen Umlaufmittel abhängig war. Aus den Quellen ist ferner nachweisbar, daß zwei verschiedene Verkehrs-

kreise schon für die fränkische Zeit angenommen werden müssen, und zwar ein vorwiegend naturaler für den unmittelbaren Austausch von Gütern, ein vorwiegend auf Metallgeld aufgebauter für den amtlichen Zahlungsverkehr und für die Ableistung von Bußen, Gebühren, Zehnten usw. Der Kreis des Geldverkehrs durchdrang und verdrängte den naturalen Verkehrskreis so ganz allmählich. In der bekannten Rechtsquelle des Sachsenspiegels können wir diesen Vorgang deutlich verfolgen. Trotzdem wird immer noch von einem Sieg der Geldwirtschaft über die Naturalwirtschaft im Mittelalter gefabelt, obwohl ein solcher bei Kenntnis der wirtschaftsgeschichtlichen Wirklichkeit schlechterdings nicht vorstellbar ist. Erklärbar sind solche Beugungen der geschichtlichen Tatsachen letzten Endes nur daraus, daß überall der Entwicklungsgedanke und ein naiver Fortschritts-glaube unterstellt wurde. Mit dieser Erbschaft aus der Zeit der Stufentheorien und morphologischen Einstellung zur Wirtschaftsgeschichte müssen wir uns in der Zukunft möglichst kurzfristig auseinandersetzen.

Es kann an dieser Stelle auf den Entwicklungsgedanken, der ja eine so verschiedenartige Ausprägung und Mannigfaltigkeit erfahren hat, daß R i c k e r t sieben verschiedene Fassungen festzustellen vermochte, nicht im einzelnen eingegangen werden. Hier ist nur von Bedeutung, daß durch den Entwicklungsgedanken auch der Glaube an einen allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritt großgezüchtet wurde, dessen Nachweis wiederum die Stufentheorien und morphologische Studien dienten. Wie gebannt wurde der Blick auf die Leistungen des Liberalismus gelenkt und mehr oder weniger stark der Meinung Vorschub geleistet, daß wir es herrlich weit gebracht hätten. Ein großer Mißbrauch des Entwicklungsgedankens lag in seiner schematischen Anwendung auf den Wandel der wirtschaftlichen Einrichtungen. Dadurch wurde der Meinung Vorschub geleistet, daß Wirtschaftliches immer als aus Wirtschaftlichem hervorgegangen erklärt werden müsse.

Selbst die soziologischen Beiträge zu unserer Wissenschaft haben

jene Grundfeste nicht erschüttern können, wenn auch ausdrücklich festgestellt werden soll, daß eine gewisse auflöckernde Wirkung für die Wirtschaftsgeschichte durch die Eröffnung einer neuen Blickrichtung eintrat. Da aber die Soziologie ihre Hauptaufgabe in der Herausarbeitung einer Beziehungslehre und einer neuen Begriffsbildung fand, blieb das meiste, was sie uns darbot, in einer gewissen Geistesreichelei hängen. Die Soziologie wurde zu einer ästhetisierenden Wissenschaft, ähnlich der ästhetisierenden Richtung in der Geschichte, die sich etwas darauf zugute hält, völlig vorurteilslos den geschichtlichen Tatsachen gegenüber zu treten und alle moralischen und nationalen Erwägungen beiseite zu schieben, wenn sie glaubt, es mit einem Stoff zu tun zu haben, dessen Wiedergabe zu künstlerischer Gestaltung reizt, der somit auch Objekt künstlerischen Genußes werden könne. So hat z. B. der bekannte Kunsthistoriker Jakob Burckhardt selbst zugegeben, daß er „mehr auf das Interessante, als auf trockene, faktische Vollständigkeit ausgehe“. Und sein Weltbürgertum, abgewandt jedem Nationalismus, begründete er mit den Worten: „Im Reich des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe.“ Burckhardts geistige Haltung und auf der anderen Seite seine breite Wirkung im großen Publikum sind geradezu typisch für einen bestimmten Ausschnitt aus der Geschichtsschreibung. Eine ähnliche Wirkung — wenn auch nicht von dieser Breite und Tiefe — ist von manchem Soziologen der vergangenen Generation ausgegangen. Nationalismus und Betonung des Volkstumsbewußtseins galt bei ihnen als Banauferment oder Urteilsbeschränkung.

Ich will hier nicht auf die naheliegende, alte Streitfrage der Werturteilsfreiheit in unserer Wissenschaft und die Möglichkeit der Objektivität eingehen. Koch immer aber konnten wir in der Geschichte der Wissenschaft beobachten, daß dort, wo jemand glaubte, werturteilsfrei — d. h., frei von Bindungen in der von ihm gerade bekämpften Richtung — zu sein, er unbewußt Bindungen seines selbst gewählten Standpunktes unterlag. Bei der oft — besonders gern von den Historikern — geforderten Objektivität kann es sich um nichts an-

deres handeln, als um das Streben nach Wahrheit, Schlichtheit, Echtheit. Die Historiographie beweist auf jeder Seite, daß uns derjenige Historiker als der fruchtbarste erscheint, der unter Offenlegung seines eigenen, fest bestimmten Standpunktes mit einer unzweideutigen Fragestellung und in klarer, weltanschaulicher Haltung an die Geschichte herantritt.

Darum ist es kein Verstoß gegen die Wissenschaftlichkeit unserer und der kommenden Zeit, wenn wir uns heute bewußt werden, daß neben allen vorhin nachgewiesenen lehrhaften Aufgaben der Wirtschaftsgeschichte die höchste Aufgabe darin gegeben ist, daß sie zum nationalen Denken und volkhaften Verstehen erziehe, daß sie beitrage zur Vertiefung und Formung unserer Weltanschauung im Sinne des Nationalsozialismus.

Wir müssen uns dabei ebensosehr bewußt bleiben, wie wenig Weltanschauung lehrbar ist — etwa in dem Sinne des Übermittels eines einfachen Wissensstoffes —, wie wir andererseits glauben, daß Weltanschauung — verstanden als das Bemühen, sich mit den Erscheinungen der Umwelt in bestimmter Weise auseinanderzusetzen — beeinflußt wird durch die wesentlichen Bestandteile aus der Summe unserer Vorstellungen. Daß wir diese auch aus den Tatbeständen der deutschen Wirtschaftsgeschichte entnehmen, gesehen in ihrer inneren Verknüpfung vom Wollen und Können der deutschen Menschen her, beeinflußt durch die gesamten Kulturäußerungen seiner Zeit, bedingt durch Raumenge und Tätigkeitsdrang der völkischen Gesamtheit, das ist der eigentliche Zweck unserer Forschung und Lehre, die wir zu gestalten haben. Und bei dieser letzten und höchsten Aufgabe der Gestaltung der Wirtschaftsgeschichte sollten wir immer Wilhelm von Humboldts treffende Worte vor Augen haben, die er über die Aufgabe des Historikers niedergeschrieben hat: „Wie der Künstler“ — heißt es dort — „die inneren Verhältnisse, nicht bloß die äußeren Umrisse der Gestalten kennen muß, die er in innerer Wahrheit darstellen will, ebenso muß der Geschichtsschreiber durch seine Ahnungen zwischen den einzelnen Ereignissen eine Verbindung herstellen.“

Bemühen wir uns also, die deutsche Wirtschaftsgeschichte mit nationalem Wollen zu gestalten, so wird eine solche Geschichtsschreibung uns auch befähigen, das gesamte Wirtschaftsdenken mit nationalsozialistischem Geiste zu durchdringen. Damit erfüllen wir die Aufgabe, die der Wissenschaft vom Führer gestellt ist. Und wir ahnen die geschichtliche Wirkung dieses einzigartigen Mannes, der uns Selbstbewußtsein, Glauben, Mut und kämpferische Haltung wiedergab, wenn wir an die Worte F i c h t e s denken:

„Der höhere Mensch reißt gewaltig sein Zeitalter auf eine höhere Stufe der Menschheit herauf;

sie sieht zurück

und erstaunt über die Kluft, die sie übersprang“.

Das ist die erste, die in der Geschichte der Menschheit vorkommt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt.

Das ist die erste, die in der Geschichte der Menschheit vorkommt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt. Sie ist die erste, die die Welt in sich selbst spiegelt.



